

L'école des femmes [André Gide]

Autor(en): **Brock, Erich**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur**

Band (Jahr): **9 (1929-1930)**

Heft 8

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

André Gide's neuer Roman.

Von Erich Brock.

Es ist erforderlich, von einem Buche zu berichten, wie es nicht alle Jahre zur Welt kommt. Auch wer von André Gide Großes hielt, konnte kaum diese unaufhörliche Verjüngung von ihm erhoffen, welche ihn seit dem Krieg über seine Anfangsstellung hinausführte, die uns heute in ihrer naiv impressionistischen „Lebens“gläubigkeit ein wenig wie der Jugendstil von 1900 anmuten will. Sein letztes Buch, „L'école des femmes“,*) scheint diesen Anstieg eines blühenden Alters (Gide feiert am 22. November sein sechzigstes Jahr) beinahe zu krönen. Hier wird das Leben nicht mehr so absichtlich im Munde geführt — aber dieses Buch ist in einem einschließlichen Sinne so lebend, daß tausend Leben dagegen tot erscheinen müßten. Es ist so behutjam sanft von den Wurzeln des Lebens gelöst und in das Erdreich der Kunst gesetzt, daß es in diesem fast selbständig weiter zu blühen vermag — ja, daß man sich scheut, es anzugreifen und zur Feststellung zu bringen, aus Scheu, es möchte verrauschen wie ein bebender Augenblick des Lebens selbst.

Auf wenig über hundert Seiten wird das Tagebuch einer Frau gegeben. Der erste Teil begleitet eine Verlöbnißzeit, Mitte der Neunziger Jahre; der zweite Teil schildert das Endergebnis der Ehe, zwanzig Jahre später. Inhaltlich hat sich an den Charakteren nichts geändert in dieser Zwischenzeit, aber die Betrachtungsweise ist eine andere geworden; derart, daß das nämliche, was der Schreiberin als höchster Wert und Glück erschien, ihr nun niedrigster Unwert und Unglück ist. Wie unverrückbar und in sich ruhend die Wirklichkeit durch diesen Umschlag hindurchgelegt ist, und wie ihre beiden so entgegengesetzten Deutungen aus einer leise anhebenden und nur im eigenen Sinne fortgehenden Verrückung des inneren Standpunktes der Frau sich ergeben — das ist von einer stillen Meisterschaft, wie sie sonst nur das Leben selbst besitzt. Es handelt sich in dieser Problematik um den Ehegatten der Schreibenden. Die bescheidene junge Braut nimmt in ihrem falschen instinktlosen Idealismus alles an ihm für das, wofür es sich gibt; und überzeugend ist der Anteil jener chamissohaften Seelenatmosphäre aufgezeigt, in welcher das junge Mädchen jener Zeit aufwuchs, vervielfältigt mit der zarten Gutgläubigkeit dieses Charakters — um zusammen das tiefe Mißverständnis dem Manne gegenüber zu erzeugen. Denn der Leser merkt immerhin bald, daß es sich um ein solches handelt; er beginnt bei dem Enthusiasmus des Mädchens leise den Kopf zu schütteln, und eine Widrigkeit von Unwahrhaftigem und Schleimigem drängt sich ihm auf, ohne daß er greifbare Beschwerdepunkte gewinnen könnte. Erst später sieht er ein, daß dieser Mann, um den sich das Tagebuch dreht,

*) Nouvelle Revue Française. Deutsche Übersetzung bei der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart.

eines der vollkommensten Exemplare in der Weltliteratur ist von spezifisch bürgerlicher Entartung, von wahrhaft gottlosem Philisterium. Es ist schließlich alles an ihm vorhanden, was zu einem achtbaren, geistigen, ja religiösen Menschen gehört; nur ist alles so sehr nachgeahmt und von so abgründiger Falschheit, daß man ohne Grenzen in das Gewebe seines Wesens hineingreifen kann, ohne daß sich Substanz stellte. Und obwohl alles Einzelne und Vernunftmäßige so sehr in Ordnung erscheint, daß das Mädchen mühelos und reichlich ihr Heroisierungsbedürfnis daran ernährt — so ist es doch unmöglich, daß nicht bald die Rechtschaffenheit ihrer Natur die Leere und Lüge auf der anderen Seite erfühlte. Nichts verschlimmert sich objektiv, nur die Augen öffnen sich. Man findet sich an jene Stelle in Volkmann-Leanders Märchen gemahnt, wo der Reiche, ohne Wandel der von ihm selbst gewählten Lebensumwelt, auf einmal gewahrt, daß er nicht im Himmel, sondern in der Hölle ist. Nervenpunkte bilden sich an der Oberfläche dieser Ehe, die sich entzünden und plötzlich unerträglich werden. Ganz alltägliche Äußerungen brechen auf und zeigen blitzhaft Welten von Ekel und Unlebbarem in sich. Verzweifelt sucht die Frau durch alle Leisetreterei hindurch nach greifbaren Gründen, um vor sich und den andern sich aufzubauen und sich loszugesagen zu können: „Wenn er mir nur einige Beschwerdepunkte lieferte! Aber nein; jene Fehler, an denen ich leide, auf die ich meinen Haß geworfen habe, wenden sich keineswegs gegen mich, und ich kann ihm nur sein Sein vorwerfen. Wenn er wenigstens krank wäre, und mich nicht entbehren könnte!“ Aber er tut ihr jenen Gefallen nicht. In einer großen Aussprache weicht er dickflüssig in den Hintergrund seiner Lebenslegenden zurück, in welchen nichts Ehrliches lebt. Der Angriff verliert sich einfach, weil er keinen Gegner findet; er wird auf sanfte und gehobene Weise, die wohl zur Raserei bringen könnte, ins Unrecht gesetzt. Die tiefe Verworfenheit, welche, zum Bersten geladen mit Moral und Selbstlosigkeit, in dieser Gegenüberstellung aufplatzt, steht neben den größten Höllenvisionen des gesamten Schrifttums. Die Frau versinkt in dumpfe Bescheidung. Es kommt der Krieg; der Mann findet in ihm solche Ansatzpunkte, sein Wesen vor der Welt imposant aufzutürmen und vor dem Blick seiner wissenden Gattin in Tiefen des Schmutzes zu stürzen, daß der Widerwillen sie übermächtig forttreibt. In einem Lazarett für ansteckende Krankheiten findet sie als Pflegerin ihr Ende. Das Tagebuch kommt durch die Tochter an den Herausgeber — auch diese durchschaut den Vater, aber mit der harten lebenswilligen Erbarmungslosigkeit des jungen Geschlechtes von heute; ein Gegensatz, welcher mit wenigen Strichen zur Überzeugung gegeben wird — wie denn überhaupt die Nebengestalten mit knappsten Bestimmungslinien am Rande des Hauptgeschehens ein Leben zu behaupten wissen, dessen Eigenfülle außerhalb der Handlung man nie bezweifeln würde. Und auch in den scheinbaren Übertreibungen zeigt sich das tiefe Leben der Gestalten, welches sie wie in jedem ganz echten Dichtwerk jenseits von Wissen und Willen ihres Schöpfers in ihrer eigenen Lebenslogik weiterführen. Man wird sich des Eindrucks nicht erwehren können, daß die

Schreibende etwas übertreibt — daß unter den Heucheleien ihres Mannes, ja gerade in dem Drang der Vortäuschung selbst Bruchstücke und Ansätze des Guten enthalten sind. Aber ist es nicht unaussprechlich wahr, daß gerade einem edelgearteten Menschen die Lüge, die systematische Lebenslüge solchen physischen Widerwillen einflößt, daß er selbst von seinem Haß ganz vergiftet wird und nichts Gutes mehr da hindurch zu sehen vermag — sodaß ihm die moralische Pflicht erwächst, einfach fortzugehen.

Wie sehr französisch ist dieses Buch! Zunächst zeigt sich das am Charakter dieses Robert D. auf, vergleichen wir ihn etwa mit Idealen von Lebenskunst, welche in der Geschichte des französischen Geistes immer wieder ihre verführerische Macht betätigt und damit eine Verwandtschaft zu diesem selbst bündig erwiesen haben. (Ob Gide nicht die Bücher des 17. Jahrhunderts kennt, in welchen diese Musterbilder so ausführlich zergliedert, erwogen, zusammengesetzt werden? Die auftretende Gestalt des Priesters macht es wahrscheinlich — welcher, wiederum aufs sparsamste umrissen, die hoch zusammengesetzte religiöse Einstellung des Grand Siècle zum Leben erweckt: die ehrliche Einstellung nämlich, Ausdruck der Gefühle ersehe ihre Abwesenheit, und überhaupt laufe die wahrhaft pflichtgemäße Richtung beim Menschen von außen nach innen, vom Ausdruck zum Ausgedrückten.) In Robert aber sind diese Ideale all ihres farbigen Scheins, ihrer Anmut und Lebenswahrheit entkleidet und auf ein Äußerstes von bloßer Lüge überspannt. Die Vortäuschung des Menschlichen durch das Gesellschaftliche ist nicht mehr weiter zu treiben. Alle Banalität und offenkundige Übertreibung darin ist mit empfindlichstem Geschmac ferngehalten, alles Geistige und Moralische auf sein Höchstmaß von Suggestion gebracht. Aber indem so mit kalt sinniger Systematik der gutgelaunte Kompromiß des Lebens über sich hinausgedrängt wird; indem nicht mehr nur ein eher harmloses Informsein weltmännischer Gewandtheit, sondern der Schluß auf letzte geistige Distinguiertheit, auf eine innerste abgewandte Hingegenheit aufgenötigt werden soll: da ist nun der Geist in allen Tiefen zum bloßen Mittel gemacht. Die Dämonie des Geistes, welche bis zum Letzten ausgeschieden wird, um diesen zum zielbewußtesten Werkzeug des „Faire sa fortune“, des „S'établir“ zu machen — sie schlägt jetzt in den Menschen hinüber und wird zum Satanischen. Aber nun gerade die Herausstellung dieser großartigen Dialektik eines seiner folgenreichsten Ideale: wie sehr überschreitet sich darin hier der französische Geist! Die Frau (welche sich anfangs sorgt, ob sie „gut schreibe“) wächst an ihrer Einsicht zu voller Innerlichkeit, sie ist zuletzt ihrer Sache ganz gewiß: „Er hat eine Art, von Pflicht zu reden, welche mir einen Ekel vor jeder „Pflicht“ einflößen könnte; von Religion, welche mir jede Religion verdächtig machte.“ Und doch wird eben nichts dieses Innerlichen jenseitig, nichts sozusagen theologisch herausgestellt, sondern alles bleibt zart und schwebend in sich selbst, mit leichter, frei umreißender Hand hingesezt, genau so weit, um das Leben zu geben wie es ist: stark, unsagbar und feuch in sich gespannt zwischen Idee und Wirklichkeit.

Es ist fast unmöglich, hier nicht auf Allgemeineres zu kommen. Was sich überschreitet, nimmt ein anderes auf. Hat das französische Wesen das hier getan? Und wenn, ist es dadurch nicht in einem neuen Sinne zu sich selbst gekommen? Die große Gefahr einer Kunst und Geistigkeit, in welcher alles Grundsätzliche in das Sinnliche der Wirklichkeit zurückgegangen ist, ist diese: daß, wo dann doch unvermeidlich ein Prinzip gesucht wird, sich nur die Lust bietet, die Wahrhaftigkeit: Les nouritures terrestres, mit den Unterabteilungen: Parfüm, Musik, Konversation und Philosophie — wie es in vielen romanischen Schriften des 16.—18. Jahrhunderts, besonders in Frankreich, zu lesen ist. Es scheint, daß dieser Geist zuweilen andersartiger Maßstäbe bedarf, ja das Germanentum braucht, um nicht an seinem Ende (das ziemlich breit ist) gar windbeutelhaft und hochstaplerisch zu werden. Wie sehr wir auch die Franzosen brauchen, das ist ja keine neue Entdeckung und seit langem ruhig ins Bewußtsein erhoben worden; und jeder Angehörige des deutschen Kulturkreises wird es von neuem fühlen, der neidlos bewundernd vor einem solchen Buche wie etwa vor einem Gemälde der großen Impressionisten steht. Es kann eben auch eine Schwäche sein, fast nur des Bedeutend-Schönen fähig zu sein, immer das Prinzip herausstellen zu müssen; ja, eine Gefahr, seinerseits lügnerisch zu werden, indem, ihrer gegenseitig entlöst, Geist zu Lehrhaftigkeit, Lebenstiefe aber zu Stodigkeit, Dicke und Hinterhalt wird. Ja, wir brauchen wohl schließlich einander (wenn auch es wohl zum Wesen des Verhältnisses gehört, und nicht bloß unser Schaden ist, daß beide Teile nur in höchst ungleichem Maße sich die Tatsache dieser Bedürftigkeit einzugestehen vermögen) und das im Namen des Geistes, und trotz allen bloßen Haßpredigern, die blindlings widereinanderstellen wollen, und allen bloßen Versöhnungspredigern, die gestaltlos zusammenneten wollen und damit das Strukturelle der Verständigung, die tiefe Gegensatzangewiesenheit der beiden Völker zerstören, auf deren Grund allein sie sich in Wahrhaftigkeit und Treue gegen sich selbst vielleicht eines Tages finden können.

Politische Rundschau

Schweizerische Umschau.

Volkswille und Außenpolitik. — Die „höheren Interessen“. — Sieben Jahre Rheinpolitik. — Der Haager Entscheid. — Um das Ordensverbot. — Erfragwahl in den Bundesrat.

Den drei außenpolitischen Fragen, die augenblicklich zur Behandlung und entscheidenden Erledigung stehen (Rhein-, Zonen- und Ordensfrage), ist gemeinjam, daß sie gegen den Willen der offiziellen Politik auf den Stand gebracht worden sind, auf dem sie sich heute befinden. — Der Bundesrat war bereit, sich der in Art. 435 des Versailler Vertrages niedergelegten Forderung Frankreichs zu fügen und den Verzicht auf die Genfer Zonen im Abkommen